

Auch in der Zeit der Kontroverstheologie griffen die Jesuiten »nicht irgend eine spezifische Doktrin oder Lehre als Wesen ›des Evangeliums‹ heraus, um sie zur zentralen Botschaft ihrer Predigt zu machen« (S. 118; vgl. S. 428), wie Luther dies mit der Rechtfertigungslehre tat.

- O'Malley versucht nicht zuletzt die übliche Identifikation zwischen dem Jesuitenorden und dem »tridentinischen Katholizismus« zu relativieren: »In einem Zeitalter, in dem die politischen, intellektuellen und religiösen Führer andauernd und lautstark eine ›Kirchenreform‹ forderten, sprachen die Jesuiten vergleichsweise selten von ihr« (S. 369). Zwar ließen sie sich »oft von Bischöfen für eine ›Reform‹ engagieren« (S. 377), doch waren »ihre Anliegen auch in bezug auf eine ›Reform‹ nicht ganz kongruent mit denen der in Trient versammelten Bischöfe und Prälaten der römischen Kurie ... Ihr Ausgangspunkt war nicht die Institution, sondern der einzelne oder Gruppen von Freiwilligen – angefangen bei ihnen selbst« (S. 331; vgl. S. 30f.; 94; 162; 276). Auch der Papst wurde nicht in erster Linie als hierarchische Autorität angesehen, sondern als Vermittlungsinstanz für die Sendung (vgl. S. 347); scharfe Kritik an »römischen Mißbräuchen« (Lainez, S. 372) war folglich nicht ausgeschlossen. Die Jesuiten grenzten sich nicht nur von höheren hierarchischen Ämtern, sondern auch vom Pfarrklerus ebenso klar ab wie vom Mönchtum, um die eigene Berufung als den Aposteln ähnlich zu bestimmen (vgl. S. 86f.). Bemerkenswert ist die »extensive Seelsorgstätigkeit von Nichtpriestern in der Gesellschaft« (S. 101). »Noch grundlegender war bei den Jesuiten die Überzeugung, daß die Vollmacht für all ihre Seelsorgstätigkeiten nicht aus der Priesterweihe, sondern aus der Annahme der Berufung in die Gesellschaft Jesu herstammte« (S. 186).

»Wie entstand die Gesellschaft Jesu? Die Antwort auf diese Frage ist dicht und komplex, doch an einem bestimmten Punkt läuft sie auf den Faktor Mensch hinaus« (S. 431). Liegt nicht in dieser schlichten Bilanz des Verfassers der Grund, weshalb sich seine Forschungen »mit Gewinn auf gegenwärtige Fragestellungen in Kirche und Seelsorge übertragen« (Mertes, S. 9) lassen?

*Barbara Hallensleben*

TONI WITWER: Die Gnade der Berufung. Allgemeine und besondere Berufung bei Hieronymus Nadal am Beispiel der Gesellschaft Jesu (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie, Bd. 13). Würzburg: Echter 1995. X, 299 S. Kart. DM 42,-.

Benedikt von Nursia wollten seine Schüler vergiften, weil seine Regel zu streng war, Franziskus empfing auf dem Aversa die Stigmata für seinen Orden, der in der Mehrheit dem Evangelium nicht mehr »sine glossa« folgen wollte, und Johannes vom Kreuz wurde von seinen eigenen Mitbrüdern in Toledo eingesperrt und konnte nur durch abenteuerliche Flucht entkommen. So ist der Übergang vom Gründercharisma zur Institution in der Ordensgeschichte oft ein gefährlicher Augenblick. Bei der Gesellschaft Jesu scheint eine geradezu minutiöse Institutionalisierung jedoch Teil der Sendung des Gründers selbst gewesen zu sein. Ignatius von Loyola verbrachte die letzten Jahre seines Lebens vor allem am Schreibtisch. Die Konstitutionen mit den drei Teilen von »Examen«, den eigentlichen Verfassungsgrundsätzen und den Erklärungen sowie die zeitgebundenen Regeln sind in den Jahren bis zum Tod des Ignatius im Jahre 1556 entstanden. Bei seinem Versuch, selbst den Prozeß in die Hand zu nehmen, in dem sich die »lebendige Tradition« in feste Formen hineinkristallisieren sollte – übrigens in einer bemerkenswerten Analogie zur Verschriftlichung des Evangeliums (S. 265) – war ihm vor allem Hieronymus Nadal behilflich. Der Gefährte des Ignatius (geb. 1507 in Palma de Mallorca, Aufnahme in den Orden 1545 in Rom, gest. 1580 in Rom) stand bisher zu Unrecht im Schatten der Forschung, und dies trotz ausgezeichneter Quellenlage vor allem in fünf Bänden der »Monumenta historica Societatis Iesu« (eine deutsche Anthologie wurde 1991 von Josef Stierli im Johannesverlag Einsiedeln herausgegeben). Bislang lag keine deutschsprachige Monographie vor. Erfreulich darum, daß mit Toni Witwers Dissertation, die er am Institut für Spiritualität der Gregoriana in Rom angefertigt hat, nun eine gut dokumentierte und flüssig geschriebene Einführung vorliegt, die mit dem Schlüsselbegriff »Berufung« Nadals gesamtes Werk erschließt.

In vier Teilen stellt der Autor, selber Jesuit und mit spürbarer Sympathie für Nadals Gedanken, zunächst die allgemeine Berufung zum Christsein schlechthin und im Besonderen zum Ordensleben dar. Da Nadal fast immer zu Jesuiten spricht und deren eigenes Charisma festhalten will, muß sich Witwer hier allerdings auf die Interpretation bloßer Andeutungen beschränken, so daß dieser Teil zwar von einer heutigen Theologie der Berufung her notwendig, aber doch am wenigsten ergiebig erscheint. Umso zentraler ist der zweite und längste Teil über die Berufung der Gesellschaft Jesu,



der als Kern des Buches gelten kann. Nadal, dessen Anregung wir auch Ignatius' Autobiographie, den »Bericht des Pilgers«, verdanken, liest die Eigenart dieser Berufung immer wieder an der Gestalt des Gründers ab, der selber »das Noviziat und die Prüfung der Gesellschaft Jesu für alle durchmachte« (S. 90). Die Exerzitien als Nachvollzug der Gründungserfahrung durch jeden Jesuiten, die lebenslange Haltung eines Novizen »wie ein Paradies, ein großes Glück und großes Geschenk« (S. 120) in der Führung durch den Willen Gottes, das Bemühen um »discretio«, das Streben nach dem »magis«, der Dienst am Nächsten und die apostolische Weite sind auch für die Gesellschaft Jesu strukturbildend. Auf diese Weise folgt der Orden inhaltlich der »Berufung zum Dienst unter dem Banner Christi – in der Kirche – aus einer lebendigen Einheit mit Christus – als Werkzeug in der Hand Gottes« (viertes Kapitel). Ein dritter Teil vertieft diese Zusammenstellung theologisch, ein vierter weist auf den biographischen Hintergrund von Nadals Ausführungen hin.

Bei allem gelingt Witwer ein bemerkenswerter Ausgleich zwischen den mystischen und den institutionellen Anteilen des Ignatius in der überaus spannungsvollen jesuitischen Berufung, wie sie sich in der Ordensgeschichte immer auch in Extremen gezeigt hat: so der Vorrang der inneren Christusverbindung vor der äußeren Form (S. 149 und oft), doch zugleich das Hineindrängen in eine äußere Bindung (S. 71) und in das Sichtbare und Erfahrbare Christi unter den Menschen (S. 247) oder die Gnadenhaftigkeit der Berufung, die doch zu ihrem mitwirkenden Ergreifen drängt (S. 283 und oft). Auch viele Details machen das Buch lesenswert, etwa daß Gespräche von Jesuiten »froh, klar, andächtig, leicht, vertraulich und gewöhnlich« sein sollen (S. 152), daß die Gnade zur Selbstheiligung keine andere als die zum Dienst am Nächsten sei (S. 161), oder die Hinweise zur Gesprächsmethode (S. 170f.), die komplexe Struktur der insgesamt 13 Gelübde (S. 178–183), die Frage der Gebetszeit mit der berühmten Viertelstunde des Ignatius, aber auch der inneren Freiheit im Umgang damit (S. 276–279), die geistlichen Hintergründe der heute anstößig erscheinenden Vorstellung von der Zustimmung des Willens und des Verstandes zum Geheiß von Oberen, der blinde Gehorsam (S. 210f.) und das Gebot, über Bischöfe nicht zu murren (S. 240), aber zugleich die Gefahr einer überzogenen Autorität, die sich selbst schwächt (S. 237). Nadals Werk fließt ruhig, und entsprechend ist Witwers Arbeit auch vorwiegend darstellend. Die Konzentration auf die Texte Nadals läßt allerdings einen historischen und einen systematischen Aspekt fast unberücksichtigt: die Infragestellung des Rätelebens durch die Reformation und seine Neubestimmung auf dem Konzil von Trient sowie die heutige Neuorientierung des Ordenslebens. Einige Striche in diese beiden Richtungen hätten der Dissertation gewiß noch zusätzliche Perspektiven gegeben.

✓ Andreas Wollbold

✓ ANNE CONRAD: Mit Klugheit, Mut und Zuversicht. Angela Merici und die Ursulinen (Topos Taschenbücher, Bd. 239). Mainz: Matthias Grünewald 1994. 144 S. Kart.

Angela Merici und die Ursulinen: Der Titel zeigt bewußt zwei Themen an, denn das Leben Angela Mericis (zw. 1470/1475–1540) ist nicht nur die Vorgeschichte der Ursulinen, als das es oft allein verstanden wird, sondern auch die Geschichte einer außergewöhnlichen Frau, die sich auf originelle Art mit den Problemen ihrer Zeit auseinandersetzte. Daß Angela Merici und die Ursulinen zwei Themen sind, gilt in zeitlicher Hinsicht und den Intentionen nach. Angela Merici gründete die »Compagnia di Sant'Orsola« 1535, also mit 60 Jahren und 5 Jahre vor ihrem Tod; sie erlebte die Umformung der Ursulinen nach dem Konzil von Trient (1545–1563), die deren Blütezeit als weiblicher Schulorden schlechthin einleitete, nicht mehr mit.

Die Autorin gibt ihren beiden Themen etwa je die Hälfte des ihr zur Verfügung stehenden Raumes. Der Biographie Angela Mericis sind die beiden ersten Kapitel gewidmet; im 3. Kapitel, das von der Gründung der Ursulinen handelt, überschneiden sich die beiden Themen; die zwei letzten Kapitel beschreiben die Entwicklung und Ausbreitung des Ordens bis in die Gegenwart.

Der biographische Teil beginnt mit einer kritischen Vorstellung der Quellen, wie es überhaupt zu den Qualitäten dieser Studie gehört, daß sie immer wieder auf die Grenzen und Besonderheiten der Quellen aufmerksam macht (eine Vorsichtsmaßnahme, die bei Publikationen für einen größeren Leserkreis leider des öfteren beiseite gelassen wird). Zu den Bedingtheiten der Quellen um Angela Merici gehört es, daß sie von vornherein, seit 1568, das Ziel einer Heiligsprechung verfolgten (die erst 1807 stattfand) und daher in einer hagiographischen Tradition stehen, für die historische Fakten weniger wichtig sind als Erbauung.